

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Friedel, O. Monke: Kleine Mitteilungen.

Kleine Mitteilungen.

Ob der Löwe Schmalz frisst? Es ist eine in Berlin — ich weiss nicht, ob auch sonst wo verbreitete Redensart, wenn man etwas bezweifelt und mehr dazu neigt, die Sache zu verneinen, zu sagen: „Es ist noch sehr die Frage, ob der Löwe Schmalz frisst!“ — Einige humorvolle Herren von hier beschlossen kürzlich, dieser Frage näher zu treten d. h. biologisch und volkskundlich festzustellen, ob der Löwe Schmalz frisst oder verschmägt. Es wurde daher im hiesigen Zoologischen Garten einem Löwenpaare eine Satte mit ausgelassenem Schweineschmalz vorgesetzt. König Nobel machte sich sofort daran, und leckte dasselbe mit grossem Behagen bis auf einen kleinen Rest auf, den er grossmütig seiner Eheliebsten überliess. Frau Nobel folgte dem Beispiel ihres Gatten und leckte den Rest auf. Eigentlich wäre damit die volkskundliche Frage und Redensart beseitigt; bei der Zähigkeit aber mit welcher das Volk seine Ausdrücke bewahrt, wird die Frage doch wohl nach wie vor sprichwörtlich aufgeworfen werden.

Berlin Juli 1902.

E. Fr.

Postreisende in Berlin. Die Zahl der Postreisenden geht naturgemäss von Jahr zu Jahr mehr zurück. Nach der neuen Statistik des Reichspostamtes betrug sie im ganzen Reichspostgebiet im vergangenen Jahr nur noch 1,277,571, eine verschwindend kleine Zahl gegenüber den Millionen von Reisenden, die von den verschiedenen Arten von Eisenbahnen alljährlich befördert werden. Vor zehn Jahren hatte deren Zahl noch 1,9, vor zwanzig Jahren noch 2,4 Millionen betragen. Aus dem Berliner Bezirk, wo die Elektrizität bereits dem Dampfzug, der die Postkutsche verdrängt hat, den kaum erworbenen Platz wieder streitig macht, waren die Postreisenden schon seit Jahren verschwunden. Das Privatfuhrwerk, das im vergangenen Jahre noch nach Klosterfelde verkehrte und auch die Briefpost beförderte, ist ebenfalls verschwunden. Durch die Abtretung eines Teiles des Bezirks von Potsdam an Berlin sind Ortschaften mit mehr ländlichem Wesen zum Oberpostdirektionsbezirk gekommen. Seitdem erscheinen auch wieder Postreisende aus Berlin in der Statistik, und zwar in der Zahl von — 79.

B. 12. 8. 1902.

Was gilt als amtlicher Mittelpunkt von Berlin? Die Flaggenstange auf dem Rathausturm. Dies dürfte selbst nicht gerade vielen Berlinern bekannt sein und hängt mit der Neuvermessung Berlins, welche der Magistrat durch das städtische Vermessungsamt bewirkt, genau zusammen. Erst seit dem sind wir über die genaue Lage und Ausdehnung Berlins, über den genauen Zug der Strassen und Wasserläufe informirt. Als Koordinaten-Nullpunkt ist wegen ihrer weithin sichtbaren und festbestimmten Position die Flaggenstange des Roten Hauses gewählt, auf deren Meridian alle trigonometrischen und polygonometrischen Bestimmungen bezogen sind.

Mordpfahl und Brandpfahl. Mordpfähle statt der Mordkreuze kommen z. B. in Schleswig-Holstein vor. Theodor Storm in der Novelle „Abseits“ schreibt 1863: Einige tausend Schritt in das Dunkel hinaus stand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächsten Dorfes unterhalten zum Andenken, dass hier ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich, dass sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsterniss trabten. — An der von Coepenick nach Grünerlinde führenden Brücke vor dem Flemmingschen Grundstück stand bis in die sechziger Jahre ein „Brandpfahl“, weil hier ein Brandstifterin eingäschert wurde. Sind dergl. Brandpfähle aus der Provinz Brandenburg sonst noch bekannt?

E. Fr.

Das Schuh-Orakel. Das Hintersichwerfen des Schuhs, um die Gestalt des künftigen Liebsten zu erblicken, ist auch in Schleswig-Holstein bekannt. Theodor Storm schreibt in der Novelle „Unter dem Tannenbaum“ 1864 von der Tochter des Schulmeisters: Leise zog sie einen Schuh vom Fusse, und die Augen nach den Sternen sprach sie:

Gott grüss dich Abendstern!
 Du scheinst so hell von fern,
 Ueber Osten, über Westen,
 Ueber allen Krähennesten.
 Ist einer zu mein' Liebchen geboren,
 Ist einer zu mein' Liebchen erkoren,
 Der komm als er geht,
 Als er steht,
 In sein täglich Kleid!

dann schwenkte sie den Schuh und warf ihn hinter sich.“ — In Berlin und der Mark Brandenburg ist dieser Volksglaube noch heut vielfach verbreitet.

E. Fr.

In **Kolonie Stolpe** bei Kyritz, Ost-Prignitz, zwischen Stolper und Klemper See fand ich folgende wörtliche Inschrift über der Hausthür:

den	Jesu hier: in dieses Haus gehe mit mir: ein und aus.	anno
24. May.	Gäbe Dänen: die mich kennen zehnmal soviel als Sie	1781
	mir gönnen: Johann Meesner Albertina Meinebursen.	

O. Monke.

Krötensteine. Unter Krötensteinen versteht man bekanntlich versteinerte Seeigel. Sie werden in der Mark sehr häufig gefunden und vom Volke als Zauber- oder Heilmittel benutzt. Der Name „Krötenstein“ soll darauf zurückzuführen sein, dass man mit ihrer Hilfe „Kröten“ d. s. Blasen auf der Schleimhaut des Mundes und der Lippen, auch wohl Schwämmchen, heilt oder vielmehr zu heilen versucht. Dies geschieht in der Zauche (in

Alt-Töplitz) in der Weise, dass man die Vertiefung, in deren Grunde der Mund des Seeigels liegt, mit kochendem Wasser füllt, um es darin abkühlen zu lassen. Nach erfolgter Abkühlung führt man dann den Seeigel zum Munde und befeuchtet mit dem Wasser die wunden Stellen, die Kröten. Warum die Blasen im Munde Kröten heissen, liess sich nicht ermitteln; vielleicht aber hat diese Bezeichnung darin ihren Grund, dass man annimmt, der von der Kröte ihren Verfolgern entgegengespritzte Saft erzeuge Blasen auf der Haut.

O. Monke 4. 8. 1902.

Vierkant und Heuberg oder Hauberg. Theodor Storm in der Novelle „Auf dem Staatshof“ (1858) schreibt: „Es ist das sogenannte Vierkant, der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unsern Marschen die eigentümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heuberg“ oder „Hauberg“ erhalten hat.“

Bei grossen Wassernöten hat sich dieser Vierkant oder Hauberg mitunter als letztes rettendes Bollwerk erwiesen, wofern er mit festgedrücktem Heu angefüllt war.

In unserer Mark kommt übrigens der Ausdruck „Heuberg“ oder „Hauberg“ auch vor.

E. Fr.

Wer hat das königliche Bibliotheksgebäude in Berlin „Kommode“ getauft? Die Antwort auf diese Frage, so schreibt uns Herr Archivrat Distel aus Blasewitz, giebt Gotthelf Karl Lessing an seinen Bruder den „Einzigsten“ (15. November 1777), im Folgenden: „Hier (in Berlin) wollte man mir sagen, dass der König (Friedrich II.) dem Herzoge (von Braunschweig, Karl), die Wolfenbüttelsche Bibliothek abkaufen werde. Die Rechtsgelehrten mögen Dich als das Principale oder als das Accessorium (der Schreiber hatte 1768 vor, Advokat zu werden) betrachten. Du wirst allezeit mit verkauft. Sie soll, sagt man, in die hiesige neue Bibliothek kommen, die unseres Moses (Mendelsohns) ältester Sohn (Joseph, der später mit seinem Bruder Abraham das Bankhaus Mendelsohn u. Co. in Berlin gründete) des Königs Bücherkommode nennt.“

Der Bronzeguss à cire perdue, in dem Klingers Beethoven in seinen Metallteilen ausgeführt ist, wird auch in Deutschland geübt. Klinger hatte bekanntlich einen Pariser Giesser gewählt, und es ist interessant zu erfahren, dass das vielleicht nicht unumgänglich nötig war, wenn es nur wegen der Art der Technik geschehen ist.

Seit fast zwei Jahrzehnten wird, wie die Korr. f. K. und W. mitteilt, dies Verfahren auch in einzelnen deutschen Bronzegiessereien angewendet. Es sind bei Gladenbeck schon zahlreiche Arbeiten nach dieser Formmethode ausgeführt worden, und namentlich findet das Verfahren in Lauchhammer seit etwa 15 Jahren Verwendung in allen Fällen, wo es Vorteile bietet, oder wo es den Wünschen des Künstlers entspricht. Eine der komplizirtesten Arbeiten

dieser Art ist zum Beispiel die heilige Gertrud vor Siemering auf der Gertraudenbrücke in Berlin, die mitsamt dem fahrenden Schüler, der eine Gans hält und den 27 sagenhaften Mäusen aus einem Stück im Jahre 1896 nach dem Wachs ausschmelzverfahren gegossen worden ist. Ebenso sind in dieser Technik die zahlreichen überlebensgrossen Tiere für das Washington-Denkmal Prof. Siemerings in Philadelphia und die nach den gleichen Modellen in Lauchhammer gegossenen Tiere, welche auf Wunsch des Kaisers am Flora-Platz des Tiergartens Aufstellung gefunden haben, hergestellt. Anderes ist in Arbeit.

Es hat, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, mehrjähriger Studien bedurft, durch welche wiederum eine ganze Menge reizender Güsse nach der Natur entstanden sind. In der Ausstellung in Lauchhammer findet man beispielsweise einen ganzen kleinen Eichbaum mit einem Stück Waldboden, Moos und herabgefallenen Eicheln, in einem Stück gegossen, im Atelier eine Glühlampenfassung, die aus einer einzigen herrlich geformten Distelpflanze gebildet ist, Blumen, Gewächse aller Art und eine ganz eigene Spezialität nach der Natur gegossener Kreuzottern.

B. T. Bl. 19. 7. 1902.

Kleinbahnnamen. Die Wachower Kleinbahn (Röthehof-Brandenburg) heisst jetzt

„die stürmische Auguste“
(Mittgeteilt von Herrn Kotzde.)

O. Monke.

Volkstümliches über die Berliner Strassenbahnlinien. Die offiziellen Bezeichnungen der Strassenbahnlinien eignen sich zumeist wenig für den allgemeinen Gebrauch, da es nicht jedermanns Sache ist, sich einen Titel, aus drei oder vier, oft recht vielsilbigen Strassennamen bestehend, zu merken und zu gebrauchen. Der Volksmund hat hierfür einen Ersatz gefunden.

Hierzu gehört zum Beispiel der „blaue Amtsrichter“; es ist dies die blau geschilderte Linie Charlottenburg Amtsgericht — Schlesischer Bahnhof. Die zu dieser Strecke seinerzeit eingeführte Einsatzlinie, bei deren Schild dem blauen Felde noch ein Querstrich hinzugefügt wurde, firmierte sofort unter dem Titel „Assessor“.

Als vor mehreren Jahren bei der Linienvermehrung zur Anwendung mehrerer Farben in buntem Wechsel auf einem Schilde geschritten werden musste, kam noch eine Reihe von anderen hübschen Namen auf, so giebt es zum Beispiel einen „Papageiwagen“ (Landsberger-Allee — Nollendorfplatz), der eine ganze Reihe von Farben im Schilde führt. Die blauweiss gestreiften Schilder der Grossgörschenstrasse—Alexanderplatzlinie verschafften ihr den Namen „Aschinger-Linie“. Der „Franziskaner“ verbindet den Görlitzer Bahnhof mit dem Bahnhof Friedrichstrasse, und die „Mostrichlinie“ segelt unter gelber Flagge zwischen Spittelmarkt und Moabit. Der „Italiener“ verbindet grün-weiss-rot Schöneberg und Treptow. Als vor kurzem der Schildermaler das Stirnschild der 17 Kilometer langen Linie

Britz—Nordend mit grün und gelb bemalte, wurde noch am Eröffnungstage mit Anlehnung an das beliebte „Spinat mit Ei“ die „Spinatlinie“ aus der Taufe gehoben.

Eine recht magere Linie verbindet den Lützowplatz mit dem Schinkelplatz; dieselbe heisst wegen ihres blaugelben Schildes „der olle Schwede.“

Starke Eichen bei Schönfliess, Kreis N.-Barnim. Eine Eiche von 6 m Umfang (in 2 m Höhe) steht zwischen Glienicke und Schönfliess hinter dem zum Veltheinschen Gute gehörigen einzeln gelegenen Arbeiterhause. Der Baum mag etwa 20 m hoch sein und ist schön geformt. Vor zwei Jahren riss der Sturm einen Ast herunter, aus dem man 14 cbm Holz gewann.

Eine zweite, ein wenig kleinere Eiche steht einige 100 Schritt nordöstlich davon in derselben Niederung, näher am Velthein-Denkstein, bei welchem im Winter 2 altgermanische Urnen ausgegraben wurden.

O. Monke. 24. 5. 02.

Gubener Wein. Im 33. Heft der Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins bringt Victor Lauffer aus 2 Zollbüchern des Danziger Archivs interessante Mitteilungen über Danzig's Schiffs- und Waaren-Verkehr am Ende des 15. Jahrhunderts (Vgl. auch Monatsblätter der Ges. für Pommersche Gesch. und Altertumskunde 1894 S. 59 fig.) Darnach brachten Stettiner Schiffe i. J. 1474: 51 Foder (- Fuder), 1476: 20 Fuder, 2 Fass und Gubener Wein 50 Foder nach Danzig. Auch die Kolberger Schiffe brachten Gubener Landwein nach Danzig. Derselbe ging aus der Neisse in die Oder und über Frankfurt, Küsterin und Oderberg in die Läger nach Stettin. Von dort wurde er im Umschlagsverkehr längs der Ostsee hauptsächlich nach ostwärts vertrieben.

(Abdr. a. d. Niederlaus. Mitt.)

Berlin 1894.

E. Friedel.

Ueberseeische Ortsnamen in der Provinz Brandenburg. Nach den amtlichen Verzeichnissen liegen in der Mark Brandenburg die Dörfer Jamaica und Pennsylvanien im Bestellbezirke der Postagentur Woxfelde; in Saratoga (Warthebruch) befindet sich eine Kaiserl. Postagentur Borneo; Amerika und Java sind in dem amtlichen Verzeichnis nicht angeführt, dagegen giebt es im weiteren die Dörfer Malta und Beaulieu, welche zum Bestellbezirke des Postamts in Kriescht gehören. — Die amerikanischen Ortsnamen in unserer guten Mark Brandenburg sind wohl darauf zurückzuführen, dass die betreffenden Ortschaften während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges angelegt wurden, also zu einer Zeit, wo Namen wie Pennsylvanien u. s. w. in aller Munde waren.

Spuk in Haus Jessen bei Gassen, unweit Sommerfeld in der Niederlausitz (Kreis Sorau.)

In dem kastellartigen Schloss, in welchem ich zu der Zeit, als es noch dem 1901 in Berlin verstorbenen Rittmeister a. D. und Standesbeamten Krug gehörte, zwecks der Ausgrabung eines Brandgräberfeldes vom sog. niederlausitzer Typus einmal übernachtete, wurde mir im ersten Stockwerk auf dem Flur das Ölbild einer polnischen Starostin gezeigt, welches denjenigen der die Treppe hinauf kam, anzusehen schien. Es ist das Bild einer jungen Adligen aus dem 18. Jahrhundert, die hier gewohnt haben soll und nachts umgeht, mit Schlüsseln klappert und die Türen zuwirft. Überhaupt hat das alte Bauwerk etwas Unheimliches. Es befinden sich darin vermauerte Gemächer, die ihr Licht von oben her bekommen, oder ganz dunkel sind. Eins dieser Gemächer, die wohl zum Unterschlupf in Kriegsläufte dienten, wurde in meiner Gegenwart, nachdem der Maurer bereits vorgearbeitet, erbrochen. Es ergab sich jedoch nur ein vollständig leerer Raum. — Jessen war seit Anfang des 18. Jahrhunderts der Familie von Zeschau gehörig (Berghaus, Landbuch III. 718.)

E. Fr.

Spuk in Quitzöbel bei Havelberg, Kreis West-Prignitz.

Im Schlosse geht zuweilen ein Fräulein um; man hört, dass die Türen plötzlich aufgerissen und mit grosser Gewalt wieder zugeworfen werden. (Mitgeteilt durch 2 alte Frauen aus Quitzöbel.)

O. Monke.

„Der Kindel“ bei Lübars, Kreis Nieder-Barnim.

Von zwei sumpfigen Niederungen zwischen den Dörfern Lübars und Schönfliess eingeschlossen, liegt $\frac{1}{2}$ Stunde östlich von Glienicke ein mit Kiefernwald bestandenes sehr bewegtes Terrain, welches im Volksmunde „der Kindel“ heisst. Die sumpfige, von vielen Gräben und einem munteren Bächlein, dem „Kindelfliess“ durchzogene Moorwiese zwischen Lübars und dem Walde führt den Namen „Kindelwiese“, und die Brücke, auf der wir das Kindelfliess überschreiten, heisst selbstverständlich „Kindelbrücke“, der See im Norden des Kindels der „Kindelsee“ und der Acker am Kindel das „Kindelfeld“.

Wo alles so kindlich ist, darf auch die kindliche Auffassung nicht fehlen, dass Freund Adebar hier sein Wesen treibt und den jungen Nachwuchs der Bewohner von Lübars und Schildow aus dem Kindelfliess holt. Freilich ist auch hier die dünne schwankende Rasendecke der Kindelwiese eher geeignet, den leichtfüssigen Freund Langbein, der hier so nebenher auch eigene Geschäfte treibt, zu tragen, als dem schweren Tritt des leichtsinnigen Wanderers Widerstand zu leisten, und es ist wohl glaublich, dass hier die Bewohner von Lübars und Schildow im Jahre 1807 auf einer trockenen Stelle Schutz vor den Franzosen suchten und fanden, wie mir ein alter Mann aus Lübars erzählte. Man hatte im Sumpf, der damals wegen des weit höheren Wasserstandes viel unzugänglicher war als heut, ein grosses Lager aufgeschlagen, das rings von dichtem Gebüsch umgeben war, welches es den Späherblicken der Feinde verbarg.

Nur ein Kind aus Lübars, das sich wohl verlaufen hatte, fiel in die Hände der Franzosen, die es nun — vielleicht, weil sie im Dorfe keine Beute gemacht hatten — aus Rache in den hohen Sanddünen am Waldesrande lebendig vergruben. Das Kind soll schrecklich dabei geschrien haben, und zum Andenken an diese grässliche Unthat hat man den Wald „den Kindel“ genannt.

Diese Erzählung erinnert an den Kindlismord bei Gersau am Vierwaldstätter See, wo die Kindlismordkapelle die Stelle bezeichnet, an welcher nach einer alten Sage ein Spielmann sein hungerndes Kind tötete. Noch im Jahre 1893 sah ich in dieser Kapelle ein altes Gemälde, welches die Begebenheit darstellte, die sich nach Lütolf etwa folgendermassen abgespielt hat. An der Treib war Hochzeit; der Spielmann hatte sein Kind mitgenommen; er gab ihm aber nichts zu essen, sondern labte sich nur selbst an Speise und Trank.

Abends fuhr er über den See heim nach Gersau; fiehentlich bat das hungrige Kind den Vater um ein Stück Brot. Dieser versprach's; doch sollte das Kind zuvor drei Rätsel lösen. Er fragte: „Was ist linder als der Vogelflaum?“ Das Kind entgegnete: „Der Mutter Schoss.“ „Was ist süsser denn Honigseim?“ „Die Muttermilch.“ „Und was ist härter als der Kieselstein?“ „Dein Vaterherz.“ Jetzt ergriff der Unmensch das Kind, zerschmetterte es am Felsen und verbarg die Leiche darunter. Später verriet sich der Vater, der unter die Kriegsleute gegangen war, selbst, als einst bei einem Zechgelage ein Kumpan die Behauptung aufstellte, dass nichts Böses verborgen bleibe. Der Missethäter behauptete dagegen, er wisse aber, dass dies nicht immer der Fall sei; doch wurde er dabei verlegen und errötete, und in der Verlegenheit verriet er sich selbst. Nun wurde er hingerichtet. An der Stelle des Mordes aber erbaute man um 1570 die Kapelle.

Ähnliche Namen kommen auch anderwärts vor. Im Soldiner Kreise giebt es ein Vorwerk „Kinderfreude“, und Grässe berichtet von einem Schlosse auf dem „Kindelsberg“ (Westfalen), wo jener böse Ritter hauste, der zur Zeit der Teuerung in seinem Übermut Napfkuchen statt der Räder an die Achsen seines Wagens steckte. Eine wissenschaftliche Erklärung der Namen ist mir nicht bekannt, die volkstümliche beweist, dass der gemeine Mann aus dem Volke das Bedürfnis empfindet, sich bei allem, was er spricht, etwas zu denken.

O. Monke.

Der Frauenpfuhl zwischen Bergfelde und Birkenwerder (a. Nordbahn) beim Forsthaus Elseneck heisst deswegen Frauenpfuhl, weil in demselben früher Schafe von Frauen gewaschen werden.

Diese Erklärung wurde mir von einer alten Frau in Schönfliess gegeben, die sich selber dort an der Schafwäsche beteiligt hat.

O. Monke.

Der Totschlag bei Quermaten, (30 Minuten südöstlich vom Bahnhof Gross-Behnitz Lehrter Bahn). Von der Chaussee Nauen-Brandenburg zweigt sich etwa 1 km östlich vom Bahnhof Gross-Behnitz eine über Gohlitz und Wachow führende Chaussee ab.

Südlich vom Vorwerk Quermaten wurde um die Mitte der siebziger Jahre an der Chaussee eine Frau ermordet und beraubt. Zu beiden Seiten des Weges ist das Terrain dort muldenförmig vertieft; die Mordstelle konnte daher von weitem nicht gut beobachtet werden. Der Mörder schleppte sein Opfer ins hohe Korn und liess es dort liegen. Ich habe hier kurze Zeit nach dem Morde ein kleines gegen 25 cm hohes Kreuz aus Holz, schwarz angestrichen, stehen sehen. Am 19. Mai 1901 sah ich das Kreuz nicht mehr und fand daher die Mordstelle nicht. Sie liegt jedenfalls in der Nähe des Kilometersteins 2,4 etwa 5 Minuten von Quermaten.

Herr Lehrer Abel-Wachow teilte mir mit, dass die Mordstelle durch eine Linde bezeichnet sei, die im Volksmunde die „Trauerlinde“ genannt wird. Wenn man von Gross-Behnitz kommt, steht sie links am Wege; das schwarze Holzkreuz stand indessen rechts.

Vom Wetterschiessen. Der Volksglaube, dass man durch Geschützfeuer Hagelwolken auflösen und vertreiben kann, ist auch in der Provinz Brandenburg auf dem Lande, auffallender Weise vorwiegend in der gebildeten Bevölkerung, weit verbreitet. Versuche sind diesbezüglich bei uns wiederholt gemacht worden und sollen auch mitunter Erfolg gehabt haben. Nach dem jetzigen Stande des Wissens kann in der letztgedachten Reihe von Fällen wohl nur der Zufall obgewaltet haben. Immerhin ist die Angelegenheit sowohl vom Standpunkt der Volkskunde als auch von dem der Wetterkunde wichtig genug, um einmal zu hören, wie die Männer der Wissenschaft über die Sache denken. Dies ist in der nachfolgenden, vorzüglich referierenden Mitteilung der „Täglichen Rundschau“ vom 2. April 1901 (No. 156) zum Ausdruck gebracht.

Auf dem Meteorologischen Kongress, der jetzt zu Stuttgart tagt, hielt Prof. Dr. Pernter (Wien) einen bemerkenswerten Vortrag über das Wetterschiessen. Wie unsern Lesern aus einer Reihe von Artikeln bekannt ist, die wir vor einem halben Jahr veröffentlichten, wurde das neuzeitliche Wetterschiessen vor 5 Jahren von dem Bürgermeister Stiger von Windisch-Feistritz wieder neu aufgenommen. Man glaubte, dass der aus dem Schalltrichter (der auf einen Böller gesetzt war) beim Schiessen herausfahrende Luftwirbelring in die Wolken eindringe und dort durch seine mechanische Einwirkung die Hagelbildung stören könnte. Der Wirbel geht jedoch nicht viel höher als 300 Meter. Zuletzt verliert der Schuss ausserordentlich an Kraft. Von den 16 Sekunden, die der ganze Schuss für die Strecke brauchte, kamen allein 9,5 Sekunden für die letzten 50 Meter. Hagelwetter gehen allerdings nicht höher als 700 Meter; das Schiessen hätte also nur dann Erfolg, wenn die Schussstelle sich etwa in einer Höhe von 500 Metern befindet. In Windisch-Fristritz ist das allerdings der Fall. Prof. Jemter giebt seine Ansicht dahin ab, dass von einer direkten zerstörenden Einwirkung der Luftwirbel auf die Hagelwolken nicht die Rede sein könne. Sollte sich aber der zähe Glaube der Schiesser an die gute Wirkung wirklich bewahrheiten, so sind es jedenfalls andere Vorgänge,

welche den Hagel vermindern oder verhinderten. Es ist da hinzuweisen auf die mögliche Wirkung der Schallwellen, auf eine etwaige durch das Schiessen erfolgte Ableitung der Elektrizität, auf das Aufsteigen von Wärmegasen durch die Explosion u. s. w. Aber alles sind nur Vermutungen, die Sache ist absolut nicht klar. Wir wissen nichts darüber. Wir müssen nun freilich die Möglichkeit zu geben, dass etwas zur Thatsache wird, was die Gelehrten theoretisch für unmöglich erklärt haben. Darum wird sich über das Wetterschiessen die Wissenschaft nicht mehr zu fragen haben: „Wie ist das möglich?“ sondern nur noch: Hilft es oder hilft es nicht?“ Die Antwort hierauf wird aber erst gegeben werden können, wenn weitere Ergebnisse vorliegen durch genaue Gewitterbeobachtungen, durch Beobachtungen ihres Beginns, Endes, und ihrer Strasse auch der Beweis erbracht ist, dass das Schiessen wirklich den Hagel verhindert hat, oder ob nicht die Gegend so wie so vorschont geblieben wäre. Bis dahin müssen wir abwarten. Für heute steht nur das eine fest, dass man nicht wagen darf, den Erfolg oder Nichterfolg zu bejahen, und dass man nur sagen kann: es ist nicht unmöglich, dass das Wetterschiessen hagelverhindernd wirkt.

Auch die zweite Sitzung am Dienstag war dem Wetterschiessen gewidmet. Der Direktor der Meteorologischen Reichsanstalt in Budapest, Hofrat Dr. von Konkoly, berichtet über das Wetterschiessen in Ungarn, Dort, so sagte er, sind die Leute rein vernarrt in die Sache. Er selbst will davon nichts wissen, wenigstens bis jetzt noch nicht. In Ungarn sind etwa 36,000 Geviertkilometer durch 1500 Wetterkanonen „geschützt“; aber trotzdem hat es oft genug gehagelt.

Im allgemeinen macht die Bewegung in allen Ländern, die das Hagel-schiessen bisher versucht haben, Fortschritte. Ungarn hat 1400—1500 Schiessstationen; Steiermark, Krain, Istrien, Dalmatien hat solche; allen voraus ist Italien mit seinen 15,000 Schiessstellen. Auch die Franzosen scheinen von der Wetterschiessbegeisterung ergriffen zu werden; sie haben etwa 350 Stationen eingerichtet.

Dr. Meyer von der Meteorologischen Zentralstation in Stuttgart stellte eine Rechnung über das Wetterschiessen auf. In Oesterreich ist immer für 1 Geviertkilometer eine Kanone aufgestellt, eine Station. Jede giebt jährlich 600 bis 1000 Schuss ab, was im Jahre bei Voraussetzung ermässiger Pulverpreise 90 bis 95 M. kostet. Die Bedienungsmannschaft ist auf 18 M. zu rechnen. Das giebt jährlich etwa 110 M. Die Anschaffungskosten für eine Station belaufen sich auf 400 M., die auf 10 Jahre verteilt, jährlich wieder 40 M. ergeben — alles in allem jährlich also etwa 150 M. für die Station. Dr. Meyer ist ebenfalls der Meinung, dass das Wetterschiessen nicht im Stande sei, den Hagel zu vertreiben; hält es aber für ausserordentlich wichtig, dies auch nachzuweisen, und er bittet daher: die Versammlung möge sich für Einrichtung eines Versuchsfeldes in Württemberg von 40—45 Geviertkilometer auf die Dauer von acht Jahren auf Kosten des Reiches aussprechen. Die Kosten für diese Zeit würden ungefähr 58—68,000 M. betragen. Ein Erfolg oder Nichterfolg wäre von Bedeutung über die Grenzen Württembergs hinaus.

Professor Dr. Mack von der königl. Landwirtschaftsakademie in Hohenheim bemerkte, dass er die Frage des Wetterschiessens als offen behandeln möchte. Als Physiker möchte er einen Erfolg durchaus nicht von vornherein als unmöglich erklären. Zwei Umstände wären theoretisch vielleicht zur Erklärung heranzuziehen: 1) die Wirkung des Schalles, 2) die etwaige Zerstörung des labilen Gleichgewichts durch Schiessen. Was Nr. 1 betrifft, so spräche dafür die Beobachtung, dass es nach vielen grossen Schlachten unmittelbar heftig geregnet habe. Vielleicht macht einmal eine Festung den Versuch, bei starkem Nebel durch ein kräftiges Bombardement die Wirkung zu erproben — Professor Dr. Eck (München) wünscht wohl im Interesse der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung die Errichtung eines Feldes, glaubt aber nicht an eine Wirkung des Wetterschiessens. Er hat im Ballon sowohl, als auch von der Zugspitze aus die Bildung von Gewittern sehr eingehend studiert und ist dabei zu der Ansicht gekommen, dass bei der Gewitterentstehung so gewaltige Naturkräfte mitspielen, dass eine Wirkung durch Schiessen kaum anzunehmen sei. — Professor Jäger (Stuttgart), der bekannte „Woll“-Jäger teilte seine Beobachtung mit, dass ein Schuss unter Umständen Regen auslöse. Im übrigen meinte er: probieren geht über studieren! — Professor Dr. Hergesell (Strassburg) berichtete von grossen Schiessübungen der Festung Strassburg, die doch nicht im geringsten zur Verteilung des dicken Rheinnebels gewirkt haben. Die Wissenschaft muss diesen Fragen gegenüber schweigen; denn sie weiss nichts. Darum müsse für die Meteorologen gelten: als Wissenschaftler die Hand weg vom Wetterschiessen, als Menschen warten wir neugierig ab. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hellmann (Berlin) bestätigt auf Grund mehrjähriger Beobachtungen, dass selbst grosse Kanonaden von oft gleichzeitig 80 Kanonen bei Berlin nicht den geringsten Einfluss auf die Gewitterfähigkeit gehabt haben. Wie die ganze Sache zu beurteilen sei, gehe schon aus dem charakteristischen Umstände hervor, dass man auf der einen Seite vom Schiessen die Vertreibung des Hagels, auf der anderen die Hervorbringung von Regen erwarte. Die grosse Begeisterung der Italiener für das Wetterschiessen sei nur völkerpsychologisch zu betrachten. Wenn das Schiessen ohne Lärm vor sich ginge, würde man lange nicht diese Begeisterung erleben. — Nach weiterer Besprechung warnte noch Professor Perntner (Wien) davor, die Frage des Wetterschiessens als schon negativ entschieden zu betrachten.

E. F.

Germanische Besiedlung Skandnaviens. Otto Bremer (Halle a. S.): Die Zeit der German. Besiedlung Skandnaviens. Anzeiger f. D. Altertum. 36 Bd. Berlin 1892, enthält mehrere vorgeschichtliche Thesen, die auch für die Urzeit der Provinz Brandenburg erhebliches Interesse haben: dass die Bevölkerung der älteren, der kjökkenmödding zeit keine germanische, keine indogermanische gewesen ist, beweist die tatsache, dass diese bevölkerung keine haustiere — vielleicht den hund ausgenommen — gekannt hat. Auf dieses volk passt die schilderung trefflich, welche Tacitus Germ. 46 von den Finnen entwirft, und es spricht alles dafür, dass dieses jäger- und fischervolk identisch ist mit der finnischen urbevölkerung von ganz Skandnavien (Müllenhoff D. A. II. 6 ff. und bes. 39 ff.) S. 414.

Zudem spricht das bild, welches man sich von der ausbreitung der Germanen überhaupt machen muss, dafür, dass die skandinavischen küsten nicht vor den letzten jhh. v. Chr. besiedelt worden sind. ich gedenke in meinen Beiträgen zur germ.-altertumskunde den Nachweis zu führen, dass die Germanen erst im fünften Jahrhundert v. Chr. die Elbe von Osten her erreicht haben, dass jedenfalls erst später mit der See so vertraut geworden sind, dass eine Übersiedlung zu Schiff im grossen stile erfolgen konnte.

Von diesem letzten punkte aber ganz abgesehen -- ich meine, die Geschichte der germanischen vorzeit, der gemeinsamen cultur, des geistigen Lebens, insbesondere der sprache, weist mit so zwingender notwendigkeit darauf hin, dass Germanen nicht früher als in der letzten hälfte des ersten jahrtausends v. Chr. (im steinalter!) nach Skandinavien gekommen sein können, dass die archäologen gut tun werden, mit dieser tatsache zu rechnen.

Gesetzt aber, die skandinavische Bronzekultur stünde wirklich für die Zeit um 1000 v. Chr. ausser jedem Zweifel, dann wäre kein anderer schluss übrig, als dass wir es mit einem uns unbekanntem (indogermanischen?) culturvolk zu tun haben, das die sprache der nachmals einwandernden ostgermanischen Eroberer angenommen hätte.

[Wendet sich gegen die Kürze der von Montelius v. Chr. angenommenen vorgeschichtl. Perioden.] S. 416.

Zur Geschichte des Zweirads in Berlin möge folgende dem Berl. Int. Bl vom Di. den 23. Februar 1869 entnommene Nachricht dienen: „Gegenwärtig werden in unsrer Residenz vielfach Versuche gemacht, die Velocipedes auch hier einzuführen. Dieselben bestehen aus zwei fast gleich hohen, sehr schmalen Rädern, welche, in einer Linie hintereinander laufend in dem sie trennenden Zwischenraum einen sattelförmigen Sitz haben, auf dem der sie Benutzende Platz nimmt, um dann die Maschine durch Treten mit den Füßen in Lauf zu bringen, während er die Richtung durch die Hände dirigiert. Es gehört die Balancirfähigkeit eines Equilebristen dazu, um mit diesem Fahrzeuge nicht umzustürzen, die nur selbstredend durch Übung erlangt werden kann.“ Damals galt das Fahren auf dem Velociped (der Ausdruck „Zweirad“ kam erst nach dem Kriege von 1870/71 auf) noch als eine erstaunliche, einer „Zirkusproduktion“ gleichzusetzende, höchst gefährliche Kunst. Dass Damen dieselbe erlernen und ausüben würden, erschien unglaublich. — So rasch ändern sich in unserer schnell lebenden Zeit die Gewohnheiten und Anschauungen.

E. Fr.

Der Bau des Teltow-Kanals, der im Jahre 1904 beendet sein soll, wird einen Kostenaufwand von 25,250,000 Mark erfordern, welchem an zu erwartenden Einnahmen 486,500 Mark gegenüberstehen. Hierbei sind aber die Einnahmen aus den Hafentplätzen und aus der Einrichtung des elektrischen Betriebes mit zusammen 350,000 Mark ausser Ansatz geblieben. Bei den Ausgaben sind eingestellt: für Grunderwerb 2,700,000 Mark, für Erdarbeiten 9 Millionen, für Befestigungen der Böschungen etwa 1,200,000 Mark, für Bauwerke 4,833,000 Mark (und zwar für eine doppelte Kammerschleuse nebst

Freiarbeite 550,000 Mark, für Anlage eines Pumpwerkes 150,000 Mark, für ein Schleusenmeistergehöft nebst Zubehör 50,000 Mark, für Brückenbauwerke, gekreuzte Strassen etc. 3,350,000 Mark). Für Verzinsung des Aktienkapitals, Vorarbeiten, Entwürfe etc. sind ca. 3,366,000 Mark in Aussicht genommen, die Kosten für Hafenanlagen, Lösch- und Ladestellen sind auf 2,300,000 Mark berechnet, während für Schifffahrtsverbindungen von der geplanten Hauptlinie des Kanals bei Britz abzweigend bis zur Oberspree bei Nieder-Schönweide 1,5 Millionen in Ansatz gebracht sind. An Einnahmen erwartet man aus dem Durchgangsverkehr Elbe-Schlesien (700,000 Tonnen) 154,000 Mark, Elbe-Oberspree-Berlin (500,000 Tonnen) 92,500 Mark und aus dem Ortsverkehr (400,000 Tonnen) 240,000 Mark, zusammen also, wie oben angegeben, 486,500 Mark.

Über den Sturm, der vom 6. zum 7. October 1901 über die Mark brauste, wurden in der Meteorologischen Gesellschaft einige Mitteilungen gemacht. Der Barometerstand war der tiefste seit dem Bestehen der Potsdamer Wetterwarte und betrug 714,4 Millimeter, was auf die Meereslinie bezogen 722 Millimeter ergibt. Während des tiefsten Standes (2 Uhr morgens) war die Windstärke am geringsten. Der Mittelpunkt des Wirbelsturmes ging ein wenig nördlich von Potsdam vorbei. — Der Sturm hat Montag und Dienstag in den Waldungen bedeutenden Schaden hervorgerufen. Im Grunewald wie bei Finkenkrug sind viele Bäume geknickt und entwurzelt, und an manchen Stellen hat der Wind förmliche Lichtungen verursacht.

Tgl. Rundsch. 30. 10. 1901.

Hundefleischverbrauch in Berlin. Derselbe entzieht sich der Kontrolle, da er heimlich stattfindet. „Hundeschlächter“ ist ein in den unteren Volksklassen bei uns übliches Schimpfwort. Allgemein verbreitet ist auch der Glaube, dass die Hunde die Hundeschlächter am Geruch erkennen und deshalb mit wütendem Gebell anfallen. In anderen Orten, z. B. in München, ist man vorurteilsloser; dort ist das Hundeschlachten obrigkeitlich anerkannt und überwacht. Dass man in China Hunde besonders für den Fleischmarkt züchtet und mästet und dass dort diese Thiere massenhaft verzehrt werden, ist nicht zu bestreiten. Ein Mensch in Coepenick, den ich in meiner Kreisrichter-Tätigkeit daselbst gelegentlich zum Abschneiden erhängter Selbstmörder, zum Herausfischen von Wasserleichen und dgl. wenig angenehmen Diensten um das Jahr 1872 herum benutzte, galt allgemein als Hundeschlächter. Die Hunde hatten ihn, wie die Leute sagten: „richtig auf'm Strich.“ Er erzählte mir einst unbefangen, Pudelfleisch sei das zarteste und schmeckte am besten.

E Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14